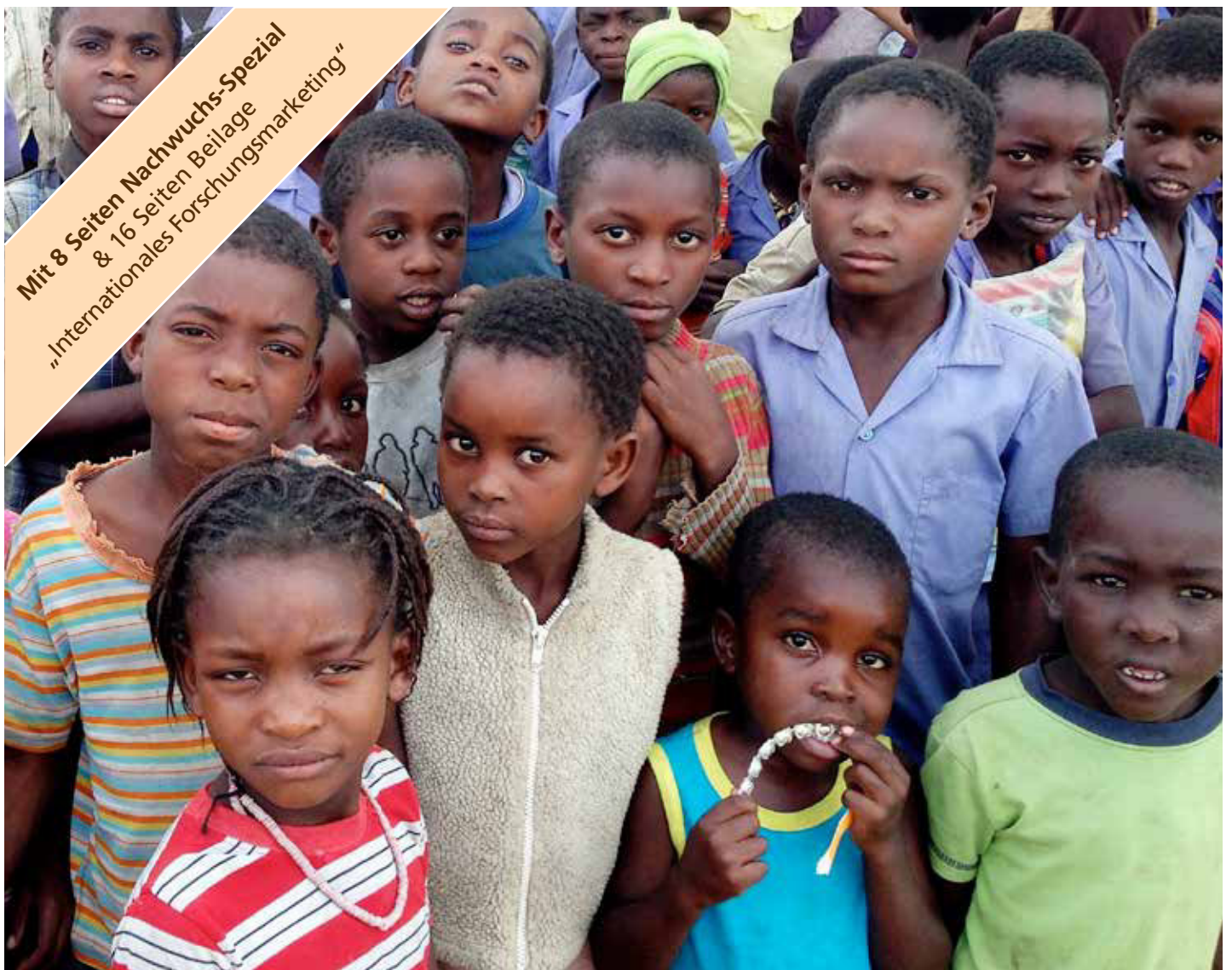


forschung

Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft

2/2014



AIDS-Waisen in Afrika: Hunger macht langsam | Wissenschaftssystem: Alle Augen auf den Nachwuchs | Adipositasforschung: Breiter Ansatz | Digital Humanities: Im Brennglas eines Diariums | Express- und Kurierdienste: Intelligente Logistik 2.0 | Diamanten: Quanten statt Karat | Forschungspolitik: Langes Warten, gutes Ende



Titel: Gronemeyer

Benachteiligte Kinder und AIDS-Waisen im After School Support Center im namibischen Onambya. Wenn familiäre Strukturen zerfallen, werden zivilgesellschaftliche Einrichtungen um so wichtiger.



Neu in der forschung:

Berichte über DFG-geförderte Forschungsprojekte aus der Feder der geförderten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler – sie sind seit jeher das Markenzeichen der *forschung*. Das soll auch so bleiben. Stärker als bislang wollen wir in unserem Magazin fortan aber auch Entwicklungen beleuchten, die das Wissenschaftssystem prägen und vielfältige Auswirkungen auch auf die Förderpraxis der DFG haben. Der erste Schwerpunkt dieser Art widmet sich in diesem Heft (S. 18–25) der Situation und den Perspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses. Redaktion, Autorinnen und Autoren freuen sich auf Ihr Interesse und Echo!



Kommentar

Dorothea Wagner

Alle Augen auf den Nachwuchs

2

Talentierte Forscherinnen und Forscher brauchen tragfähige Perspektiven

Lebenswissenschaften

Matthias Blüher

Breiter Ansatz

4

Fettgewebe, Hormone, Entzündungen – Adipositas-Studien erweitern den Blick

Geistes- und Sozialwissenschaften

Reimer Gronemeyer und Michaela Fink

Hunger macht langsam

10

AIDS-Waisen im südlichen Afrika und die gesellschaftspolitischen Auswirkungen

Wissenschaftsjahr 2014 „Die digitale Gesellschaft“

Rembert Unterstell

Im Brennglas eines Diariums

14

Ein ungewöhnliches Selbstzeugnis zum Dreißigjährigen Krieg wird digital ediert

Schwerpunkt: Nachwuchs

18–25

DFG-Förderkette: Die nächste Generation +++ **Ulrike Beisiegel – Sicht einer Uni-Präsidentin: „Wertschätzung zeigen“** +++ **Nicole Dubilier – Rat einer Leibniz-Preisträgerin: „Seid mutig!“** +++ **Plädoyer der Jungen Akademie: Personalstrukturen 2.0** +++ **Mannheimer Modell: Flexible Umwandlung**

Naturwissenschaften

Jörg Wrachtrup

Quanten statt Karat

26

Neue Wege für Halbleitertechnologie, Informationsverarbeitung und Medizin

Ingenieurwissenschaften

Max Gath und Otthein Herzog

Intelligente Logistik 2.0

30

Express- und Kurierdienste: Wie ein Transferprojekt mehr Flexibilität unterstützt

Querschnitt

Nachrichten und Berichte aus der DFG

34

Forschungspolitik: Langes Warten, gutes Ende +++ **Allianz gegen Anzeigenkampagne von Tierversuchsgegnern** +++ **Bessere Rahmenbedingungen für klinische Forschung** +++ **Global Research Council** +++ **Digitale Welten**

Reimer Gronemeyer und Michaela Fink



Hunger macht langsam

Im südlichen Afrika leben über 15 Millionen AIDS-Waisen. Wie in Namibia werden die meisten bislang von ihren Großfamilien versorgt. Doch die traditionellen Strukturen zerfallen – statt ihrer müssen zivilgesellschaftliche Initiativen versuchen, die Not zu lindern.

Besuch in einer Schule im nord-namibischen Busch: Samuel ist sieben Jahre alt. Er steht in einem orangefarbenen T-Shirt vor uns. Es sind 38 Grad. Die Schule ist aus, es ist 14 Uhr, und Samuel hat heute noch nichts gegessen. Im Oktober 2013 herrscht in Nordnamibia, nahe der

angolanischen Grenze, eine Dürre wie es sie seit 30 Jahren nicht mehr gegeben hat. 780 000 Menschen – ein Drittel der Bevölkerung Namibias – ist auf Food Relief, das Hilfsprogramm der Regierung, angewiesen. Aber die Säcke mit Maismehl, die auf LKWs gebracht werden, kom-

men nicht überall an. Und was ankommt, ist viel zu wenig. Mehr als 100 000 Kindern unter fünf Jahren droht gegenwärtig Unter- und Mangelernährung. Die Ernte 2013 ist fast ganz ausgefallen. Abgemagerte Rinder zerren an Plastiktüten und Pappen und zerkauen sie langsam.

Ziegen und Esel suchen auf den ausgedörrten Flächen vergeblich nach Halmen. Diese Bilder prägen sich ein.

Dürre herrscht im Norden Namibias. Normalerweise leben die Menschen auf dem Land vor allem von *mahangu*, der Hirse, genauer gesagt von dem Brei, der daraus gemacht wird: *oshifima*. Hirse wird auf dem Feld vor dem *egumbo* angebaut. Der *egumbo* ist eine Ansammlung von strohgedeckten Rundhütten, die von einem Palisadenzaun umgeben sind. Und der *egumbo* ist nicht nur ein bäuerlicher Wohnort, sondern eine prägende Sozialform, in der traditionell die ganze große Familie zusammen lebt, arbeitet, kocht, erzählt, feiert. Zur *mahangu* kommen in normalen Zeiten Spinat, Kürbisse, Bohnen, Baumfrüchte (*marula*, *embe*) hinzu, und es gibt Hühner, Ziegen, manchmal Rinder.

Links: Kinder im After School Support Center in Onambiya, Oshikoto-Region im Norden Namibias. Unten: Der egumbo – strohgedeckte Rundhütten, umgeben von einem Palisadenzaun – prägt das soziale Leben.

Die Hirsekörner werden in großen geflochtenen Körben verwahrt (*eshisha*) – aber diese Körbe sind jetzt fast überall leer.

Tausende von Kindern, die im ländlichen Gebiet oft ein, zwei Stunden bis zur Schule laufen, kommen jetzt mit leerem Magen und hoffen auf das School Feeding Programme. Samuel hat heute nichts gegessen, es gab keinen Brei. Für alle anderen auch nicht, denn die Köchinnen sind nicht gekommen. Es sind Großmütter und Mütter, die als freiwillige Helfer zur Schule laufen, um zu kochen. Die „cooker“ sind nicht da. War der Weg zu weit? Sind sie krank? Zu schwach?

In die Epinga-Schule, die noch weiter im Norden liegt, noch tiefer im Busch, sind die Säcke mit Maismehl schon seit Wochen nicht gebracht worden. Wenn sie Glück haben, bekommen die Kinder zu Hause am Abend *oshifima*. Aber mehr als eine Mahlzeit am Tag haben die meisten Kinder in diesen Dürrezeiten nicht zu erwarten. Der Leiter der Schule in Epinga erzählt, dass immer

mehr Kinder nicht zur Schule kommen, seit die Schulspeisung ausfällt.

Der Hunger ist in diesem Jahr alltäglich geworden, in den meisten *egumbos* gibt es nicht genug. 6000 Kinder, so sagt ein Regierungsbericht, sind im letzten Jahr an Mangelernährung gestorben, und da gab es noch eine normale Ernte. Wie viele werden es in diesem Jahr sein?

Feldforschung konfrontiert oft mit außergewöhnlichen Situationen. Diese Dürre ist so etwas, das in keinem Forschungsplan vorhersehbar ist. Wir sitzen bei unseren Interviews im Sand, sprechen mit Großmüttern, Müttern, Tanten, Kindern – und unser Thema hat eine ungeahnte Dramatik gewonnen. Wir versuchen in unserem Forschungsprojekt, etwas über die „OVC“ herauszufinden, die „orphans and vulnerable children“ – also über Waisen und gefährdete Kinder.

Die HIV-/AIDS-Epidemie hat viele Kinder zu Halb- oder Vollwaisen gemacht. Aber da die Väter ohnehin wenig präsent sind, ist ein



Kind ohne Mutter eigentlich Vollwaise. Und auch wieder nicht, weil alle Schwestern der Mutter auch *meme*, Mutter, sind. So gesehen gibt es keine Waisen, weil fast alle irgendwie in der Familie unterkommen. Aber die große „extended family“ bröckelt, und deshalb gibt es sie, die OVC, eben doch, was man zum Beispiel an den *egumbos* sieht, die allein von Kindern oder Jugendlichen bewirtschaftet werden („child headed households“).

Überall im Norden Namibias sitzen Großmütter und Mütter mit einer Schar von Kindern in den *egumbos*. Unzählige ländliche *egumbo*-Familien leben von der 42-Euro-Rente (600 Namib Dollar), die den Großmüttern vom Staat gezahlt wird. Männer treffen wir bei unseren Interviews fast nie an. Wenn einer da ist, dann sieht er schlecht aus: Er ist zurückgekommen, weil

die Krankheit ausgebrochen ist, weil dieser Mann, von AIDS geschwächt, bald pflegebedürftig wird und zu Hause sterben will.

Der allgegenwärtige Hunger ist den Menschen nicht anzusehen. Aber er macht sie langsam. Anna etwa, ein 15-jähriges Mädchen, spricht im Interview mit klarer, vitaler Stimme, sitzt im Sand, lehnt sich aber offensichtlich körperlich erschöpft an die Hüttenwand. Die Lehrerinnen berichten von den Kindern, die in der Schule einschlafen, wenn es nichts zu essen gab.

Und was tut der Staat? Er gibt „grants“ für Waisenkinder. 200 namibische Dollar im Monat, das sind ungefähr 14 Euro. Aber das Geld geht nicht selten ordnungsgemäß an die Väter oder Mütter oder andere Vormünder, die für die Kinder jedoch gar nicht sorgen und

weit entfernt leben. Und viele Kinder bekommen den „grant“ nicht, weil sie die Sterbeurkunde für Vater oder Mutter nicht haben oder selbst keine Geburtsurkunde besitzen. Und wenn das Geld tatsächlich bei dem betroffenen Kind ankommt, führt das in der Schar der Kinder oft zu Konflikten nach der Maxime: „Das ist aber mein Geld!“ Auch vom Missbrauch der „grants“ wird berichtet: Manche „caregiver“ vertrinken das Geld an den *shebeens*. Außerdem, das wird allorts bestätigt, sind 200 namibische Dollar zu wenig, um ein Kind zu versorgen, insbesondere im städtischen Umfeld.

Das seit 1990 unabhängige Namibia befindet sich – das machen die Interviews und Essays von Schülerinnen und Schülern überaus deutlich – gesellschaftlich in einem dramatischen Umbruch. Die Folgen des Befreiungskrieges, der AIDS-Epidemie und einer Moderne, die alles Traditionelle in ihrem Säurebad aufzulösen begonnen hat, stürzen die alten Lebensverhältnisse um. Vor allem die Familie mit ihrer Sorge für Nahrung, Obdach und Lebensorientierung löst sich auf.

Die Lebenslage der OVC zeigt etwas von der schweren sozialen Krise. Namibia hat heute weltweit eine Spitzenposition, und zwar im Auseinanderklaffen zwischen Reich und Arm. Während in Windhoek, der Hauptstadt des Landes, ein Immobilienboom ausgebrochen ist und sich die Menschen im Kaufrausch durch die neuen Malls drängen, verschlechtert sich die Lage in den ländlichen Gebieten und in Katutura, dem Blechhüttenstadtteil von Windhoek, in dem heute mehrere hunderttausend Menschen leben.

Die Empörung über immer mehr Bürokratie und über die Selbstbereicherung der Eliten wächst. In

Vielsagende Kinderaugen vor der Suppenküche des Sam Nujoma Multipurpose Center, Ongwediva.



Foto: Fink



Wellblechhütten in Katutura, ehemals eine Township, heute eine Vorstadt von Windhoek.

Katutura steigt gleichzeitig die Zahl der verlassenen, der misshandelten, der zu Waisen gewordenen Kinder. Krankheit, Alkoholismus und eine große Desorientierung scheinen zuzunehmen. Die alten ländlichen Orientierungen zerbrechen und weichen einer konsumistischen Moderne, die ihre Waren zeigt, die aber für viele unerreichbar sind und bleiben.

Zugleich wächst mitten im Zusammenbruch der alten Traditionen, die vielleicht autoritär, manchmal patriarchalisch, aber fast immer sorgend waren, eine neue Kultur des Sich-Kümmerns. Der Ort der Sorge war die *egumbo*-Familie, jetzt entstehen neue zivilgesellschaftliche Initiativen, nachbarschaftlich-freundschaftliche Hilfen. Sicher: Nachbarschaftshilfe hat es auch früher gegeben. Dem Nachbarn, der kein Saatgut mehr hatte oder keine Hirse mehr in der *eshisha*, dem wurde, wenn es ging, gegeben. Aber nun blühen besonders im städtischen Umfeld und mit Blick auf Kinder ungewohnte, neue Aufgorte auf.

Die Zahl der OVC-Initiativen, die sich in Katutura und im Umfeld der nördlichen Städte entfalten, ist groß. Zufluchtsorte für OVC gibt es inzwischen viele, vor allem Waisenhäuser, Suppenküchen und Kindergärten mit kostenfreien Plätzen für OVC. Es sind fast immer Frauen, die jene rettenden Initiativen ergreifen: Frieda Kemuiko Geises etwa betreibt mit Leidenschaft eine Suppenküche in Havanna, einem besonders ärmlichen Stadtteil Katuturas, in der über 40 Kinder Essen bekommen und ein wenig Vorschulunterricht.

Oonte OVC ist eine Nichtregierungsorganisation (NGO) im Norden des Landes, in Ondangwa. Hier kommen fast 400 Kinder täglich nach der Schule zum Essen, Spielen, Singen, bevor sie in ihre Hütten zurückkehren, in denen es nur wenig zu essen gibt. Petrina Shiimi, die Leiterin, unterstützt auch Familien in der „community“ mit Lebensmitteln. Eine ehemalige Parlamentsabgeordnete, Rosa Namises, nimmt

Kinder in ihrem Haus auf, dem Dolam Childrens Home in Katutura. Und sie beklagt sich, dass europäische und amerikanische Spender oft in alter Manier den schwarzen Initiativen misstrauen und sie kontrollieren, am liebsten selbst leiten wollen. Die ehemalige Parlamentsabgeordnete, die am Bürgerkrieg teilgenommen hat, in dem sich die Menschen vom Apartheidsregime befreit haben, empfindet das als ungehörig.

Rauna Jairus, die den Pashukeni-Kindergarten in Katutura ins Leben gerufen und zwölf Waisenkinder ganz bei sich aufgenommen hat, ernährt die insgesamt 40 Kinder weitgehend aus einem großen Garten, in dem Kürbisse, Spinat, Bohnen und Kohl wachsen. In dieser Dürrezeit und bei steigenden Wasserpreisen ist es allerdings schwierig, den Garten am Leben zu erhalten. Rauna lebt, wie viele, von spontanen Spenden, lebt von der Hand in den Mund.



Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer

lehrte bis zur seiner Emeritierung Soziologie an der Universität Gießen. Die Soziologin

Dr. Michaela Fink

ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt.

Adresse: Institut für Soziologie, Karl-Glöckner-Straße 21 E, 35394 Gießen

DFG-Förderung im Rahmen des Projekts „AIDS-Waisen im südlichen Afrika (Namibia): Soziale Krisen und Soziale Kräfte“.

M. Fink und R. Gronemeyer (eds.): „Who takes care? Children of Crisis. Essays by Namibian Learners.“ Windhoek, Namibia Publishing House, 2013. (Download unter www.reimergronemeyer.de)